

SPRACHE UND DIALEKT

(Karten G 1 - G 4)

VON EGON KÜHEBACHER

Die wissenschaftliche Dialektforschung, die es seit der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts gibt, sah durch Jahrzehnte als eine ihrer wesentlichsten Aufgaben die Klassifikation der Mundarten. Dabei fasste man die Mundarten als Organismen auf, die in genau abgrenzbaren geographischen Räumen sich, von außen kaum beeinflusst, selbständig und aus sich heraus entwickelt hätten, wobei älteste Unterschiede zu Nachbarmundarten zäh bewahrt worden wären. In dieser Ansicht ging man so weit, dass man die heutigen Mundartgrenzen mit jenen der Volksstämme der deutschen Frühzeit gleichsetzte. Mit Hilfe der modernen Mundartgrenzen wollte man die Stammesgrenzen der Völkerwanderungszeit rekonstruieren. Der Sprachforschung allein stand die Entscheidung über die ethnologische Stellung eines Volkes oder Stammes zu. So war man überzeugt, dass z. B. das Gebiet, in dem heute bairische Mundarten gesprochen werden, sich mit dem mittelalterlichen Geltungsgebiet der bajuwarischen Stammessprache deckt.

Jede der altdeutschen Stammessprachen hätte sich geradlinig bis in unsere Zeit weiterentwickelt, wobei sich jede an gewisse Lautgesetze gehalten hätte, die wie Naturgesetze bis in unsere Zeit wirksam gewesen wären. Man hatte von der lautlichen Vielfalt der sprachlichen Wirklichkeit keine Ahnung, und da man glaubte, dass jede Mundart den ihr innewohnenden eigenen Entwicklungsgesetzen folgt, war man sicher, dass die Grenzen zwischen den Geltungsgebieten der einzelnen Mundarten scharf sein müssen.

Um die Ausnahmelosigkeit dieser Lautgesetze zu beweisen, begann Georg Wenker vor hundert Jahren mit der Ausarbeitung des deutschen Sprachatlases. Was aber bewiesen werden sollte, wurde durch die Kartenbilder keineswegs erhärtet. Sie zeigten nämlich alles eher als scharf umrissene Mundartgebiete, die unter dem Einfluss ausnahmslos wirkender Lautgesetze entstanden sein konnten, sondern boten vielmehr ein Durcheinander von Grenzlinien, das sich auf jedem Blatt anders darstellte. Man sah, dass nahezu jedes Wort seine eigenen Grenzen im Sprachraum aufweist. Deshalb stellte man sich die Frage, ob es überhaupt „einheitliche Mundarten“ gibt, die wenigstens einigermaßen getrennt werden können,

Zunächst war man der Ansicht, dass man lediglich die Verbreitung einzelner Lautungen und Wörter, niemals jedoch geschlossene Mundartgebiete nachweisen könne. Auch das im Jahre 1904 erschienene Büchlein „Die tirolische Mundart“ von Josef Schatz zeigt, dass eine einheitliche tirolische Mundart nur eine Gedankenkonstruktion ist, die auf willkürlicher Wahl der Unterscheidungsmerkmale beruht. Doch erkannte man in der Folge, dass die einzelnen Laut- und Wortgrenzen die Neigung zeigen, sich auf bestimmten Strecken in Grenzzonen und Grenzgürteln zu mehr oder weniger geschlossenen Linienbündeln zu vereinen. Man sah, dass diese Linienbündel vielfach ziemlich gleichartige Mundarten umgürten. Was man bis dahin als „einheitliches Mundartgebiet“ aufgefasst hatte, bezeichnete man nun als „Kernlandschaft“. Kernlandschaften sind nicht durch scharfe Linien getrennt, sondern gehen stufenweise ineinander über; die Übergangszone bekam die Bezeichnung „Saumlandschaft“.

Das tirolische Sprachgebiet kann im Rahmen des Gesamtoberdeutschen als Teil einer solchen Saumlandschaft gelten, die sich zwischen die bairische und alemannische Kernlandschaft einschiebt. Nördlich von Tirol bildet das Gebiet zwischen Lech und Isar die Fortsetzung dieser Saumlandschaft.

Es ist keinesfalls so, dass etwa eine Kernlandschaft mit einem festen und nur in ihr anzutreffenden Bestand an Eigenheiten einer anderen Kernlandschaft geschlossen gegenübersteht. Vielmehr beobachtet man ein vielgestaltiges Spiel der Verknüpfung von Sprachräumen. Eine Mundart kann

nicht durch so und so viele Züge bestimmt werden, die anderswo nicht vorkommen; sie besteht vielmehr aus einer bestimmten Kombination von Erscheinungen, von denen jede einzelne für sich eine viel größere Verbreitung haben kann.

An diese Kernlandschaften sind nicht nur die Sprachformen gebunden, sondern auch alles übrige Volksgut. Sie decken sich mit den „Kulturräumen“, womit man in der Volkstumsgeographie jene Raumgebilde bezeichnet, die von vielen ungefähr gleichlaufenden Grenzen umrandet erscheinen. Den Kernlandschaften bzw. Kulturräumen stehen die „Formenkreise“ gegenüber, die nur die Verbreitung von Einzelercheinungen zeigen.

Es muss betont werden, dass das gesamte Gut der Volkskultur, vor allem aber die Sprache, vom Menschen abhängig ist und ohne ihn im Raum nicht besteht. Da die Räume der Sprach- und Kulturgeographie nicht in der Natur vorhanden sind, sondern als soziologische Gebilde am Menschen und seiner geistigen Welt haften, ist es schwer, sie auf einer Karte richtig darzustellen. Man ist vor allem dann in Gefahr, ein optisch unrichtiges Bild zu bieten, wenn man Kernlandschaften oder Formenkreise darstellt, die in einem Gebirgsland wie Tirol vorhanden sind. Sehr oft reicht z. B. ein Verbreitungsgebiet vom Westen her bis zur Grenzzone Telfs - Meran, oder vom Osten her bis zur Grenzzone Schwaz - Mühlbacher Klause. Würde man nun das Oberinntal und den Vintschgau oder das Unterinntal und das Pustertal mit einer Grenzlinie umgeben, so würden sich zwei Gebiete abzeichnen, die wegen ihrer Größe zu einer falschen Interpretation führen können. Der größte Teil der beiden Gebiete ist ja unbesiedelt: Wenn wir nun die dauerbesiedelten Schollen beiderseits des Alpenkammes, in denen die behandelte sprach- oder kulturgeographische Eigenheit wirklich lebt, betrachten, so sehen wir, dass die das Pustertal Unterinntal einerseits und den Vintschgau und das Oberinntal andererseits in sich schließenden Verbreitungsgebiete eigentlich recht klein sind. Um ein möglichst richtiges Bild von der Stärke der Verbreitungsgebiete zu geben, wurden auf den Karten nur die dauerbesiedelten Räume kenntlich gemacht. Jedoch auch diese Gestaltung vermag die Wirklichkeit nicht völlig genau wiederzugeben, da selbst der größte Teil der dauerbesiedelten Gebiete aus Feldern und Wiesen besteht, folglich auch nicht in allen Teilen tatsächlich besiedelt ist.

Sowohl bei den Formenkreisen als auch bei den Kernlandschaften treffen wir Groß- oder Kleinräumigkeit an. Wir beobachten, dass die Bündel der Formenkreisgrenzen sich häufig um den bairischen oder um den schwäbisch-alemannischen Raum legen, so dass diese beiden Räume sich klar als großräumige Kernlandschaften abheben. Beide zerfallen in untergeordnete Kernlandschaften. Ein starkes Grenzbündel trennt die schwäbische von der alemannischen Kernlandschaft und die mittelbairische von der nord- und südbairischen. Und dazwischen schieben sich wieder Übergangszonen. Wir nennen die Übergangszone von der südbairischen Kernlandschaft, die den größten Teil Tirols, Kärnten und einen Teil der Steiermark in sich schließt, zur mittelbairischen allgemein süd- mittelbairisches Gebiet, den Übergangsstreifen von Mittelbairischen zum Schwäbisch-alemannischen nennen wir mittelbairisch-alemannisches Gebiet. Aber auch diese untergeordneten Kernlandschaften teilen sich noch in kleinere auf. In unserem Gebirgsland Tirol, in dem durch das landschaftliche Relief kleine und kleinste Lebensräume vorgezeichnet sind, finden wir eine so starke Aufgliederung, dass man geradezu von einer Art Zellenstruktur sprechen kann. Beinahe jedes Tal und noch kleinere Gebiete bildeten bis in unsere Zeit Kernlandschaften, wie Karte 2 klar zeigt. Die Karte 2 gibt etwas schematisierend an, an welchen Stellen die Formenkreisgrenzen zusammenfallen bzw. sich bündeln. Eine solche Zellenstruktur kommt heraus, wenn man die Grenzen von einigen hundert Karten zusammenzeichnet. Die den Verlauf vieler Grenzen angegebene stärkere Linie muss nicht unbedingt an allen Stellen der Karte eine tiefgreifendere Mundartscheide bezeichnen; einige wenige Linien, die große Unterschiede gegeneinander abgrenzen, können eine markantere Grenze bilden als viele Linien, an denen nur geringfügige lautliche Varianten aneinandergrenzen. Die Karte 2 vermittelt vor allen die Erkenntnis, dass Tirol keine in sich geschlossene Kernlandschaft ist, sondern sich als Teil der großen bairischen Kernlandschaft abzeichnet, der in untergeordnete kleine und kleinste Kernlandschaften zerfällt. Fasst man die ungefähr gleichartigen zusammen und betrachtet man den gesamten südbairischen Teil Tirols im Rahmen des bairisch-österreichischen Sprachraumes, so

ergibt sich eine dreistufige Saumlandschaft, die sich zwischen die bairische und die alemannische Großkernlandschaft legt; den östlichen Teil, eines der konservativsten Kerngebiete des Südbairischen, nennen wir osttirolisches Gebiet; als westtirolisches Gebiet bezeichnen wir den Landesteil westlich der Grenzzone Telfs - Meran, da bis hierher Formenkreisgrenzen des alemannischen Kerngebietes vorgeschoben sind; der Mittelteil des Landes, in dem auch noch Ausstrahlungen der alemannischen Kernlandschaft bemerkbar sind, kann als mitteltirolisches Gebiet bezeichnet werden. Die Karte 1 zeigt diese Großgliederung.

Der Begriff des „einheitlichen Mundartgebietes“ konnte durch die Erkenntnis des Bestehens von Kernlandschaften also einigermaßen gerettet werden. Es erhebt sich nun die Frage, wie diese Kernlandschaften und Linienbündel entstanden sein könnten.

Für die Entstehung der Kernlandschaften ist das sozialpsychologische Phänomen des Verkehrs der Sprecher untereinander entscheidend. Damit es zu zwischenmenschlichen Beziehungen kommen kann, ist eine Verkehrsgemeinschaft notwendig. Wir verstehen darunter eine durch politische, kulturelle, wirtschaftliche, soziale und geographische Kräfte zusammengehaltene Gemeinschaft, die sich mehr oder weniger scharf von Nachbargemeinschaften abhebt. Die Angehörigen der Gemeinschaft fühlen sich als zusammengehörig, leben aber gleichzeitig mit anderen Gemeinschaften in einem Verhältnis unterschiedlicher Verbundenheit und wechselseitigen Austausches. So ist jede Gemeinschaft auch ein Glied größerer Gemeinschaften. Durch das gemeinsame Erleben wird ein Stück geistiger Sonderhaltung gestaltet und aus dieser Kraft eine besondere Mundart geformt. Die Linienbündel stellen somit Verkehrsgrenzen dar, die Kernlandschaften aber Gebiete verhältnismäßig einheitlichen landschaftlichen Verkehrs.

Welche Kräfte haben nun in Tirol die Bildung der Verkehrsgemeinschaften bewirkt? Als kleinste Verkehrsgemeinschaft muss die Familie gelten. Um sie lagern sich immer wieder gespannte Verkehrseinheiten: die Nachbarschaft, die Dorfgemeinschaft, der Gerichtsbezirk, das Dekanat, das Einzugsgebiet eines Marktes oder einer Stadt, die Talgemeinschaft, das Territorium, der Staat. Am sprachlichen Ausgleich haben alle diese Gemeinschaften in ihrem Bereich Anteil. In entscheidender Weise übten im Laufe der Jahrhunderte die Verkehrsgemeinschaften mittleren Umfanges eine vereinheitlichende Wirkung auf die Sprache aus. Diese wurden oft durch die staatlichen Organisationsräume des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit ausgeformt. Es sind die Territorien, die in einer Zeit strenger Gebundenheit und schlechter Verkehrsverhältnisse die Verkehrsbeziehungen der Menschen entscheidend bestimmten. Die Wirkung dieser gemeinschaftsbildenden Kraft war so nachhaltig, dass sie auch dann noch nicht völlig verschwand, nachdem sich die territorialen Räume aufgelöst hatten.

In unseren Gebirgsmundarten ging der Ausgleich bis in die Gegenwart sehr zähflüssig vor sich. Das gilt vor allem für die Territorial- oder Landesgemeinschaft. Ein wirklich erlebtes Zusammengehörigkeitsgefühl hat die Tiroler Landesgemeinschaft wohl erst allmählich bekommen. Die Lebensräume, in denen sich ein reger sprachlicher Ausgleich vollziehen konnte, waren ja bis ins 19. Jahrhundert klein und umfassten höchstens ein oder einige Täler. Deshalb konnte sich auch bis heute die bereits beschriebene Zellenstruktur erhalten. Eine großräumige Kernlandschaft konnte sich aus dem Territorium Tirol in seiner seit dem 16. Jahrhundert bestehenden Ausdehnung nicht bilden. Wohl decken sich ungefähr mit den Landesgrenzen mehrere Formenkreisgrenzen, die aber nur erkennen lassen, dass die Entwicklung einer großräumigen Kernlandschaft im Gange war. Als eine größere Kernlandschaft kann das mitteltirolische Gebiet gelten, das sich zwischen den Grenzzonen Schwaz - Mühlbacher Klause und Telfs - Meran erstreckt, jedoch auch keineswegs einheitlich ist. Dieser mitteltirolische Streifen unterscheidet sich aber vom westtirolischen weniger als vom osttirolischen, besonders vom süd-mittelbairischen Gebiet der nordöstlichen Landesecke. Wir haben dafür eine einleuchtende Erklärung. Vom 13. bis zum 16. Jahrhundert umfasste Tirol nur die Gebiete westlich der Linie Zillermündung - Mühlbacher Klause. In diesem Teil, der bereits im 13. Jahrhundert ein geschlossenes politisches Territorium war, ist also die Entwicklung einer eigenständigen tirolischen Kernlandschaft etwas weiter gediehen.

Innerhalb der Kernlandschaften nimmt die Sprache des politischen oder kulturellen Mittelpunktes eine besondere Stellung ein. Seine Sprachformen streben nach Allgemeingültigkeit im Raum. In der

gesamt bairischen Kernlandschaft wurde seit dem Hochmittelalter Wien in sprachlicher Hinsicht das große Vorbild. Lautungen und Wörter der Wiener Umgangssprache bestimmten seither die Sprechweise im bairischen Raum und drangen aus der Sprache der Gebildeten in die Bauernmundarten ein.

Die sprachlichen Neuerungen breiteten sich zunächst entlang der großen Verkehrsachse des bairischen Raumes, der Donau-Isar-Straße, aus und drangen von dort in die Flügellandschaften beiderseits der Donau vor. Dadurch entstand die Gliederung der gesamt-bairischen Sprachlandschaft: Die Donau-Isar-Straße mit ihrer verkehrsgünstigen und dicht bewohnten Flachlandschaft bildet das Rückgrat für die modernste bairische Untermundart, das Mittelbairische, nördlich davon breitet sich das konservativere Nordbairische und südlich davon das noch beherrschtere Südbairische aus. Die sprachlichen Neuerungen drangen auch teilweise in die konservative Tiroler Felsenburg ein; einige konnten nur in der nordöstlichen Landesecke heimisch werden, andere finden wir bis zur Linie Zillermündung - Lienzer Klause, wieder andere reichen etwas weiter, so z. B. bis zur alten Ostgrenze des Landes (Zillermündung - Mühlbacher Klause), bis zur Linie Schwaz - Franzensfeste - Barbian, bis zur Linie Telfs - Meran oder Landeck - Laas, verhältnismäßig wenige konnten jedoch ihr Geltungsgebiet bis zur Lech - Arlberg - Linie ausdehnen. Die Tatsache, dass selbst in Meran und Innsbruck sowie in den Städten entlang der verkehrsreichen Brennerstraße viele Neuerungen des modernisierungsfreudigen Donauraumes nicht aufgenommen wurden, zeigt, wie neuerungsfeindlich Tirol in sprachlicher Hinsicht war und verhältnismäßig auch heute noch ist. Selbst die Sprache der Landeshauptstadt Innsbruck hat bis heute nur wenig vom Wiener Jargon angenommen, was in den übrigen Landeshauptstädten nicht der Fall ist. Es würde zu weit führen, wenn wir darlegen wollten, welche Neuerungen seit dem Hochmittelalter vom Donauraum aus auch auf die Mundarten Tirols gewirkt haben und in welchen Gegenden des Landes die einzelnen heimisch werden konnten. Es wäre hier z. B. zu nennen der modernbairische Zusammenfall des germanischen e mit dem erst im 8. Jahrhundert durch Umlautung von a entstandenen e (Primärumlaut); diesem entspricht in den beherrschten Mundarten ein geschlossenes e (z. B. sekche „Säcke“), jenem ein offenes (z. B. flekche „Flecke“). Die Wörter Säcke/Flecke bilden im Modernbairischen seit dem Hochmittelalter einen Reim, indem beide mit geschlossenem e gesprochen werden. Diesen Zusammenfall finden wir in Tirol im Strahlungsgebiet der wichtigen Städte, nämlich im Inntal, entlang der Brennerlinie und im Städtedreieck Meran - Bozen - Brixen. Seit dem Hochmittelalter ist ferner im Donauraum der Abfall des auslautenden -e in Wörtern wie Auge, Bäume bezeugt; in Tirol finden wir das Auslaut-e nur mehr in den Hochtälern, im Pustertal und Eisacktal, während man in den verkehrsoffenen breiten Tälern des Inn und der Etsch wie im übrigen Bairischen Aug, Bam sagt. In den Hochtälern auf beiden Abdachungen des Alpenkammes hat sich ferner, wie auf Karte 3 ersichtlich ist, die mittelhochdeutsche Verhärtung der auslautenden Konsonanten erhalten: Zoik(h), Zuik(h) „Zeug“.

Die eben erwähnte Karte 3 zeigt noch eine weitere sprachliche Neuerung, die seit dem Hochmittelalter aus dem Donauraum vorgedrungen war und sich in Tirol bis zur Linie Schwaz Franzensfeste - Barbian - Tierser Tal behaupten konnte; es ist die Entsprechung oi für mittelhochdeutsch iu (aus germanisch eu) gegenüber älterem ui, das westlich dieser Linie gilt. Da in neuerer Zeit dafür durchweg - vor allem in den städtischen Umgangssprachen - in Anlehnung an die hochsprachliche Lautung entrundete eu eintreten (nai „neu“, Zaig „Zeug“ usw.), werden die älteren Lautungen oi und ui mehr und mehr an Boden verlieren. Der Verlauf der oi/ui-Grenze wird sich gewiss längere Zeit mit dem Verlauf der Ostgrenze des alten Tirol (Zillermündung - Mühlbacher Klause) gedeckt haben und erst nach dem 16. Jahrhundert etwas weiter nach Westen vorgerückt sein.

Wir müssen nochmals auf die Frage zurückkommen, ob in den modernen Mundartscheiden Stammesgrenzen weiterleben. Wenn es auch Stammesmundarten, die, unbeeinflusst von außen, in gerader Linie entwickelt worden wären, bei uns nicht gibt, so darf man doch nicht vergessen, dass sich die Bildung der Mundarten noch heute auf der Grundlage der Stammeszeit vollzieht. Mögen die Geltungsgebiete der Stammesmundarten heute verändert und mögen ihnen Übergangszonen vorgelagert oder jüngere Kernlandschaften eingelagert sein, so zeigen sie doch noch Formen, die in

die Stammeszeit zurückweisen. Während man in der Mitte der bairischen oder der alemannischen Großkernlandschaft ganz eindeutig uraltes bairisches bzw. alemannisches Sprachgut erkennen kann, werden wir am Rande der alten Stammesgebiete immer unsicherer in der Verbindung des Neuen mit dem Alten. Im Bereich der Stämme schimmert - trotz aller Erschlaffung in den Randgebieten und aller Überlagerungen im Innern - doch noch überall der alte Grundton durch. Das heutige dialektgeographische Bild lässt erkennen, dass der tirolische Sprachraum zum alten bairischen Stammesgebiet gehört, jedoch in seiner westlichen Hälfte in verschiedenem Maße alemannisch-schwäbische Einlagerungen aufweist.

Natürlich wirken auch die Gebirgszüge, wenn sie Verkehrsschranken sind, grenzbildend. Da durch Bergrücken, Talstufen und Talengen die Lebensräume dem Menschen vorgezeichnet sind, wurden an solchen Stellen auch seit alter Zeit die Verwaltungsgrenzen festgelegt. Der Alpenhauptkamm zeigt sich im dialektgeographischen Bild bezeichnenderweise nur als zweitrangige Grenze, da dort nie eine wichtigere Verwaltungsgrenze angesetzt worden war; die tiefgreifenden Mundartgrenzen verlaufen, den Alpenkamm normal überquerend, in nordsüdlicher Richtung.

Zu jeder Zeit wirkten Kräfte, die allzu Mundartliches ausmerzten. Auf den Einfluss der städtischen Umgangssprachen auf die Mundart wurde bereits hingewiesen. Gerade durch diese Umgangssprachen drang ständig hochsprachliches Gut in die Mundarten ein.

Seitdem die allgemeine Schulpflicht eingeführt wurde, was zur Folge hatte, dass die Bekanntschaft mit der deutschen Hochsprache Allgemeingut wurde, nahm deren direkter Einfluss auf die Mundart ständig zu.

Die Auswirkungen der verschiedenen raumbildenden Kräfte sehen wir auf der Karte⁴ (Synonymik von „Schmetterling“), deren Zellenstruktur noch differenzierter würde, wollte man alle lautlichen Spielformen anführen. Die Bezeichnung Schrättel im Pustertal östlich von Bruneck dürfte von den auf der Karte aufscheinenden Synonymen das älteste sein, da es auch in den von Tirol aus im Hochmittelalter angelegten Sprachinseln der sieben und dreizehn Gemeinden vorhanden ist; sicher reicht es in die Stammeszeit zurück. Ehemals größere Räume umfassten sicher die Geltungsgebiete der aus althochdeutsch *vivaltra* entwickelten Wörter. Aus einem lautgesetzlich entwickelten alttirolischen **vaifoiter* wurde im Westen durch volksetymologische Umdeutung Weinfalter und in Anlehnung an das im Schwäbischen verbreitete Zweifalter in einem Großteil Westtirols Schweinfalter; im angrenzenden Vorarlberg treffen wir eine Kreuzung mit rätorom. *pipare* an. Im übrigen Geltungsgebiet dieses Etymons wird der anlautende Labial zu Pf- verstärkt und in der Nordostecke des Landes wird -falter durch -mutter ersetzt, ausgehend von der Vorstellung, dass die Hauptaufgabe des Schmetterlings die Sorge um die Erhaltung der Art ist. Wir sehen an diesen Beispielen, dass die Mundart der einzelnen Räume sich auch eigenständig, ohne Beeinflussung von außen, weiterentwickelt. Das Synonym Müllermaler, das im Schwäbischen beheimatet ist, hat auch ein genau abgrenzbares Geltungsgebiet im Vintschgau; hier zeigt sich wieder eine Auswirkung von uralten Beziehungen, die in die Stammeszeit zurückreichen. In das Geltungsgebiet von althochdeutsch *vivaltra* drang offenbar aus den Städten Meran, Bozen, Brixen und Bruneck das jüngere Flatter (Flutterer, im Strahlungsbereich von Bruneck die Verkleinerung Flatterle) oder Flutter (bzw. die Verkleinerung Flütterle), das im 15. Jahrhundert bereits vorhanden sein musste, da es in der jüngsten von Tirol aus angelegten Sprachinsel, dem Fersental, auch gebraucht wird. Ebenso drang vom Innsbrucker Raum gegen Süden ein jüngeres Flander oder Fländer; im Strahlungsbereich von Innsbruck (mittleres Inntal) konnte sich in der Folgezeit dann wieder Weinfalter durchsetzen. Flatter- bzw. Fledermaus dürfte eine Vorstufe von Flatter gewesen sein. Der alte Geltungsbereich von althochdeutsch *vivaltra* hängt in Mitteltirol nur noch durch das südliche Wipptal zusammen. Endlich wird der Einfluss der Hochsprache auch deutlich sichtbar; das Synonym Schmetterling, das erst seit dem 18. Jahrhundert zum Wortbestand der deutschen Hochsprache gehört, dringt überall in die Mundarten ein und verdrängt vor allem im mittleren Inntal und im Nordwesten des Landes die altmundartlichen Bezeichnungen.

Nach alledem kann man sagen, dass nicht die Mundartgrenze, sondern das geschichtliche Werden des Mundarraumes im Mittelpunkt unserer Erörterungen stehen muss. Der im Stammesgedanken

wirkende starre Begriff des Dialekts wird abgelöst durch den dynamischen Raumbegriff der Dialektlandschaft, an deren Bildung Kräfte verschiedenster Art beteiligt waren und sind.